

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1912)
Heft: 3-4

Artikel: Schule und Friede
Autor: Schläppi, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-877370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sollen, die für eine englisch-deutsche Verständigung eintreten. Daran wird sich vor allem auch die englische Arbeiterschaft beteiligen, ob auch ihre deutschen Brüder, ist noch nicht bestimmt, steht aber zu erwarten. Der geplante Kongress soll einem hohen, ideellen Zwecke dienen, und daher keines der üblichen Festgelage mit den konventionellen Reden sein, vielmehr eine ernste Tagung, frei von allem gesellschaftlichen Beiwerk, an dem die Abgesandten beider Nationen in gemeinsamer, ernster Arbeit für das gemeinsame Wohl wirken werden.

Und weiter.

Der Exekutivausschluss der National Liberal Federation nahm auf Antrag des Vorsitzenden, Sir John Brunner, eine Resolution an, in der es heisst, angesichts der immer steigenden Kosten der maritimen Rüstungen sei der Regierung das Bestreben zu einer freundschaftlichen Verständigung mit Deutschland dringend nahe zu legen, da England keinen wirklichen Grund zu Konflikten habe, vielmehr beide Länder durch starke Bande der Rasse, der Handelsinteressen und der Geschichte verknüpft seien.

Ähnlich äusserte sich auch die Handelskammer zu Leicester in einer Kundgebung an die Berliner Handelskammer, worin sie allen Deutschen ihre hohe Wertschätzung der Grösse und des wachsenden Gedeihens der deutschen Nation ausspricht. Gleichzeitig aber auch ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben möchte, dass das kaufmännische Gedeihen Englands mit daran beteiligt ist und in hohem Masse von dem Fortschritt und der Ausdehnung des Deutschen Kaiserreiches abhängt. Im fernern wünsche sie auszusprechen, dass sie sich von jeder politischen Aktion oder irgendeiner Kundgebung, die auf eine Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Deutschland hinzielen, getrennt wissen wolle.

Daraufhin richtete die Berliner Handelskammer ein Dankschreiben an die zu Leicester, worin sie erklärte, sie hätte jederzeit allen Bestrebungen ein warmes Interesse entgegengebracht, die auf eine Beseitigung von Misslichkeiten zwischen den wirtschaftlich und kulturell nahe verbundenen Völkern Europas hinzielen.

In gleicher Weise redet auch die Hamburger Handelskammer einer friedlichen Lösung etwa bestehender Schwierigkeiten zwischen Deutschland und England in beiderseitigem Interesse das Wort.

Viel Beachtung fand sodann, auch in der deutschen Presse, eine deutsch-englische Freundschaftsversammlung, die am 29. Januar unter dem Vorsitze des Oberbürgermeisters, Stevenson, zu Glasgow stattfand, und in der auf Vorschlag des früheren Botschafters in Berlin, Sir Frank Lascelles, eine Resolution angenommen wurde, worin jede Bewegung willkommen geheissen wird, welche die Fortdauer und Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Ländern zum Ziel hat.

In einer zweiten, von drei hervorragenden Geistlichen Glasgows vorgeschlagenen Resolution werden alle christlichen Bekenntnisse aufgefordert, zusammenzuarbeiten, um in allen Kreisen der Gesellschaft die Bestrebungen des Friedens und Wohlwollens zwischen den beiden Nationen zu pflegen und zu fördern.

Abschriften dieser Resolutionen sollen dem Premierminister, dem Staatssekretär des Auswärtigen und dem deutschen Botschafter zugestellt werden.

Lord Rosebury, der nicht an der Versammlung teilnahm, entschuldigte sein Ausbleiben in einem Schreiben, worin er wörtlich sagte: „Mein Verlangen

nach einem guten Einvernehmen mit Deutschland ist bekannt. Niemand kann mehr als ich die Besserung unseres Verhältnisses zu Deutschland herbeisehnen.“

So in England. Und in Deutschland? Da sieht man kühl bis ans Herz hinan, von ein paar löblichen Ausnahmen, wie die erwähnten beiden Handelskammern, abgesehen, ja beinahe feindselig den Bestrebungen der englischen Friedensfreunde zu. Kein freudiger Widerhall, keine beifällige Erwähnung, ausser in einigen wenigen Blättern der Linksparteien. Im Gegenteil. Man sucht die Bemühungen der Engländer, freundschaftliche Beziehungen mit dem Deutschen Reiche herbeizuführen, als unaufrichtig, heuchlerisch hinzustellen, man spottet gar über die Ausdauer, die das anglo-deutsche Freundschaftskomitee an den Tag lege. Man schreit und hetzt weiter gegen England, man schreit nach mehr Soldaten, nach mehr Kanonen, nach mehr Panzerschiffen. Und um dieser Forderung gehörigen Nachdruck zu verleihen, gründet der satt-sam bekannte General Keim mitsamt einiger seiner Gesinnungsgenossen einen „Deutschen Wehrverein“, der analog dem Flottenverein es sich zur Aufgabe macht, Hurrapatrioten grosszuzüchten und ihr Vaterland an den Rand des finanziellen Ruins und in internationale Verwicklungen hineinzureiten. Obgleich diese edle Zunft herzlich bedeutungslos sein dürfte, so könnte es dennoch nichts schaden, wenn das deutsche Volk, das doch in seiner Mehrheit durchaus friedliebend ist, diesen grossmäuligen Chauvinisten und ihrem Treiben entgegenträte, indem es dem Beispiele Englands folgt und vor aller Welt seinem Friedenswillen in imposanten Versammlungen Ausdruck verleiht, wie es im August 1911 geschah. —

—0—

Schule und Friede.

Mit der Friedensbewegung steht der Geschichtsunterricht in enger Beziehung. Bis auf den heutigen Tag blieb ihm der Charakter der Kriegsgeschichte. Das Wort „Krieg“ hat für den Schüler in gewissem Sinne etwas Pikantes. Er hört da von Heldentaten, von Schleichzügen, von Königsmorden usw. Solche Sachen bleiben ihm, halten sein Sinnen gefangen, wie die moderne Schundliteratur Nik Carter usw. Aus diesem Grunde verwerfe ich den bisherigen Geschichtsunterricht. Und zudem noch deswegen, weil die Kulturgeschichte, die den Geschichtsunterricht erfüllen sollte, dem Schüler zu hoch und zu weit zurück liegt.

Was er an „Geschichten“ gelernt hat, ist purer Gedächtniskram, der für das spätere Leben auch nicht den kleinsten Funken Licht in sich birgt. Ich erinnere mich noch recht jugendfrisch, wie ich als zehnjähriger Knirps das Schweizerland schilderte zur Zeit der Helvetier, wie ich „fein“ hersagte die Schlacht bei Sempach, die bei Arbedo usw. Aber von etwelchem Verständnis keine Ahnung. Das hat doch seinen natürlichen Grund, den man an den Fingern abzählen kann.

Wie ganz anders interessierte mich der preussisch-österreichische Krieg von 1866. Ich hatte da so etwas unklar gehört von Krieg. Der Lehrer sagte uns in der Schule nichts davon, oder höchstens, das gehe uns nichts an, das verstehe man nicht, das sei für die Grossen. Aber der „Gwunder“ rumorte weiter und ich lief zur Grossmutter (dem lieben, guten Frauli, das wie lebendig als Oelgemälde von der Wand herunterschaut). Sie gab mir das Wochenblättlein, selber konnte sie mir nichts explizieren und doch erzählte sie mir so oft von den Franzosen von 1798, die sie als sechsjähriges Mädchen gesehen hatte.

Ja, das Wochenblättlein verschlang ich mit Heiss-
hunger. Ich erzählte den andern Buben, was da
draussen vorgehe, und wir wurden lustig und
jauchzten, wenn die Oesterreicher verloren, sie, die
uns die Landvögte geschickt hatten, den Gessler und
den Hut. Wir spielten Preussen und Oesterreicher.
Alle wollten Preussen sein und niemand Oester-
reicher. Ich vergesse auch nie die Rückkehr des Ba-
taillons von Genf, anlässlich des Savoyerhandels. Es
war ein regnischer Tag und es hiess, „d'Soldate
chöme hüt“! Und die Mutter machte eine herrliche
Mehlsuppe mit Eiern drin. Das war unser Mittag-
essen, ein kurzes, aber es schmeckte so herrlich. Es
ist mir, als sei es erst gestern gewesen.

Jetzt kamen sie. Voraus einer zu Pferd, und der
Mantel deckte auch das Pferd. Das muss einer sein!
Und die grossen Feldzimmermannen! Vor ihnen die
Musik und die Tamburen und nach ihnen, wie sie,
pudelnass, aber stramm wie Helden, das Gewehr ge-
schultert mit aufgepflanztem Bajonett, ein langer,
langer Zug. Ueber uns wohnte der Ruedi H. Er war
auch dabei, und sein Mädi sprang neben uns die
Treppe hinab zu seinem . . . Ruedi . . .

Ich hörte die Rede des Offiziers, dessen Mantel
das Ross deckte. „So, jetzt sy mr ume deheim, es
isch gange ohni Bluet z'vergiesse u dier heit ech
brav gstellt . . .“ Die Worte sind mir noch geblie-
ben seit fünfzig Jahren.

Dann kam der siebenziger Krieg. Ja, da waren
wir Buben schon etwas „gsatzter“. Jeden Abend
brachte der Postläufer diesem oder jenem Bekannten
unerwartet das Aufgebot, demzufolge er morgens 9 Uhr
in Bern sein musste. Jeden Abend las der grosse dicke
Gemeindeschreiber und Posthalter Z. vor dem Hause
den Dorfbewohnern die Kriegereignisse vor. Und fast
jeden Abend wurde der eine oder der andere Bub am
Kragen zurückgestellt: „Du bruchst dy Nase nüt z'vor-
derist z'ha, du versteich ja doch nüt dervo.“ Und
doch, wie gerne hätten wir vernommen den Grund
zum Krieg, wie das eigentlich komme, wer „agfange
heigi u wer „lätz“ heigi“. Nein, niemand sagte das
den Buben, und wie hätten wir einen solchen Aus-
kunftgeber verehrt; wir hätten ihm gratis das Holz
gespalten, die Geissen gehütet, alles, alles gemacht,
was er gewünscht hätte. Ach, wir waren nur Schul-
buben! Nicht gross! Wir hätten in der Schule ohne
Mux zugehört den Erklärungen an der Wandkarte über
den Kriegsschauplatz und die Ursachen zum Krieg.
Aber wir waren nur Schulbuben, das gehört nicht
in die Schule, wir waren ja nicht gross . . . Und
doch waren wir gross, sehr gross, als wir den armen
Franzosen ein Paar alte Schuhe oder Strümpfe, oder
ein Stück Brot, so im Vorbeigehen reichen durften,
oder einen Stecken, oder ihnen ein Bündel tragen,
eine, zwei Stunden weit in der eisigen Brühe auf
der Strasse. O, es bleibt unvergesslich, wie wir pro-
bierten, unser Schulstuben-Französisch an den Fran-
zosen zu bringen. Comment ça va-t-il? Es-tu malade?
Etes-vous fatigués? La guerre est cruelle. La Prusse
est un royaume. Avez-vous aussi un père, une mère,
un frère et une sœur? Wir dachten nicht an den
seelischen Vorgang bei den Angeredeten. Wir hatten
eine unschuldige Freude, Französisch zu reden, und
einer meinte: „Ja Kleiner, wir können auch Deutsch!“

Wie parlierte ich als kleiner Krankenwärter am
Bette von Blatternkranken, ohne an die Erblichkeit
der Blattern zu denken! Und ich bekam sie nicht.
Wenn ich von Krieg lese, so ziehen an mir vorüber
die armen Franzosen in ihrem fürchterlichen Elend;
stehe ich in Gedanken bei den Blatternkranken, sehe
ich meinen guten Freund, den Elsässer Schilling, be-
erdigen . . . und wie ich auf bezügliche Anfrage

dann an seine Mutter schrieb, dass ihr Sohn mit
den Segnungen der Kirche gestorben sei. Ja, was
will ich nun mit dem Aufzählen dieser Jugenderinne-
rungen? Ich meine, man sollte die bisherige Methode
im Geschichtsunterricht verlassen und eine neue pro-
bieren, die sich auf die Gegenwart stützt. Die gegen-
wärtigen Vorgänge dienen dem Schüler als Anschau-
ungsgegenstand, an dem sich alle seine geistigen Kräfte
wetzen können. Man muss ihn nur darauf aufmerk-
sam machen, was im eigenen Lande vorgeht und in
den andern, und wie die gegenwärtigen Beziehungen
sind zwischen den Völkern. Wie der Zug nach Frei-
heit die Haupteigenschaft ist der Gegenwart. Wie sich
immer mehr der Grundsatz von Recht und Pflicht
geltend gemacht. Wie infolgedessen immer mehr die
Wahrheit sich durchringt, dass keine Regierung mit
dem Volke ein frevles Spiel treiben und die kräftigste
Mannschaft auf die Schlachtbank führen darf. Wie
die Arbeiterschaft sich gegen den Krieg stemmt und
allfälligen Gelüsten der Regierungen ein weltdonner-
ndes Halt entgegenschleudert. Wie die Erstrebung einer
kriegslosen Zeit alle wirklich gebildeten und edlen
Männer und Frauen begeistert und sie zum Zusam-
menschluss führt und zum Protest gegen das offizielle
Morden. Mit sehr wenig Mühe lässt sich dann ver-
gleichend zurückgreifen in die jüngste, ältere und
älteste Vergangenheit der Landesgeschichte. Gewiss
geht das „Lernen“ der Geschichte leichter auf diesem
Wege als auf dem bisherigen unverständenen. (Und
wer Religionsgeschichte „treiben“ will, findet prächt-
tigen Anschluss an den jüngsten Erlass des Vatikans.)
Ich bin überzeugt, dass nach dieser Methode die Ge-
schichte bildender wirkt auf die kommende stimm-
fähige Generation, als es bisher geschehen ist. Die
lebende Gegenwart bringt Leben. Wer nur die Ver-
gangenheit betrachtet, wird überholt und bleibt tot.

J. Schläppi.

Eine Friedenskundgebung der deutschen Reichsregierung.

Anlässlich des Geburtstages des Deutschen Kai-
sers feierte die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine
Zeitung“ den starken Friedenswillen des Monarchen
in einem Festartikel, der dadurch eine besondere Be-
deutung erhält, dass man in ihm eine Kundgebung
und zwar eine — Friedenskundgebung der
deutschen Reichsregierung selbst erblicken kann. Sie
schreibt nämlich:

„Unser Kaiser und König hat in bald fünfundzwanzigjähriger
Regierung den Beweis erbracht, dass der Aufstieg der
deutschen Nation vor sich gehen kann ohne Beeinträch-
tigung anderer staatlicher Gemeinwesen. Dieser Beweis
ist umso schlagender, als Deutschland gerade in diesen letzten
Jahrzehnten einen Aufschwung erlebt hat, wie er sich in solchem
Falle noch niemals und nirgends vollzogen hat.“

Weiter:

„Zum Schutze seines politischen Daseins wird Deutsch-
land einer lückenlosen Rüstung niemals entbehren können.
Die kriegerischen Auseinandersetzungen aber, deren Frucht das
Deutsche Reich ist, war kein Eroberungs-, sondern ein Verteidi-
gungskrieg, der dem deutschen Volke die politische Grundlage
für ein unabhängiges, gegen fremde Eingriffe gesichertes Dasein
schaffen sollte und geschaffen hat. Seitdem sind unserer Wehr-
macht zu keiner Zeit andere Ziele gesetzt worden als der Schutz
eben jener Grundlagen. Indem Kaiser Wilhelm II. der Ent-
wicklung unserer Wehrmacht besondere Fürsorge angedeihen
liess, blieb er dem Grundsatz treu, sie nur zur Abwehr von
Neuerungen bereitzuhalten, die sich der friedlichen Ent-
faltung der von der Vorsehung unserer Nation geschenkten
Gaben entgegenstellen sollten. Das Ausland hat daher, sofern
es keine feindlichen Absichten gegen Deutschland hegt, keinen
Anlass zur Beunruhigung.“

Dass die deutsche Regierung zugesteht, dass der
Aufstieg einer Nation ohne Beeinträchtigung anderer